

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 13

Artikel: Studentische Arbeitskolonien
Autor: E.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666760>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

reichen und die Leiter hinaufzuklettern. Verwundert schaute er von der Plattform des Speichers auf die wilde Kuh mit dem zerbissenen Genick und den blutbefleckten Flanken.

Sein Rufen schreckte die Eingeborenen vor die Türen ihrer Hütten. «Fungua n'gombe (öffnet den Kral)!» schrie Shenley, und ein Knabe rannte flink zu dem Tor auf der anderen Seite der Einfriedung und öffnete es. Dann brachte er sich eiligst in Sicherheit.

Langsam trotteten die Rinder auf das Tor zu, blieben grasend stehen, gingen weiter, aber Nyati war in einem Augenblick unter ihnen und bahnte sich rücksichtslos einen Weg in ihre Mitte. Nach

einer kleinen Weile kam sie wieder zum Vorschein. Hinter ihr sprang das Kalb, den Schweif in der Luft, den Kopf erhoben. Mutter und Sohn verschwanden zusammen im Busch, ihr freudiges Brüllen verhallte in der Richtung nach den fernen, einsamen Bergen.

Shenley kam die Leiter herunter. Er entschuldigte sich etwas unsicher bei seinem Oberhirten.

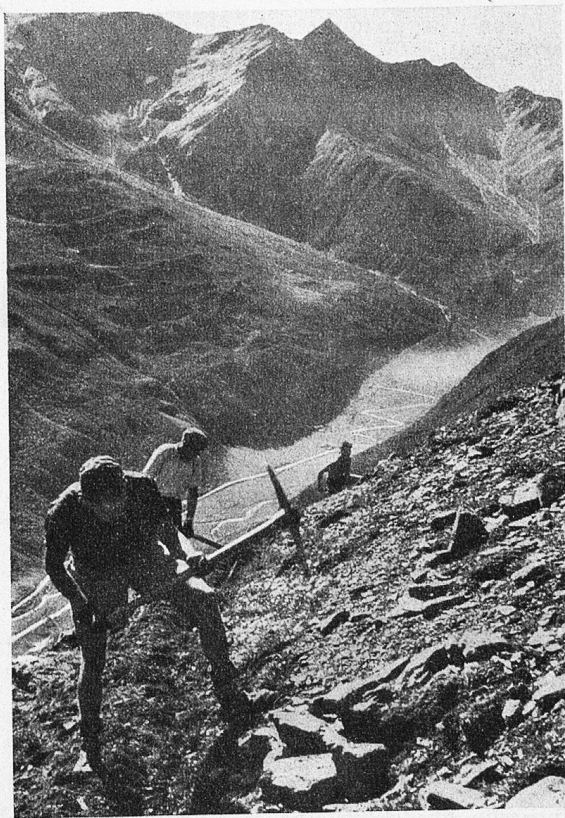
«Was hätte ich tun können — ausser sie niederschliessen?» Er zeigte auf den zerfetzten Körper des Löwen. «Und das brachte ich nicht über mich, da sie uns doch von diesem alten Herdenräuber befreit hat ...»

Studentische Arbeitskolonien

Wer schon eine studentische Arbeitskolonie mitgemacht hat, der weiss es: eine Arbeitskolonie ist etwas denkbar Unproblematisches. Der Reichtum einer Arbeitskolonie ist zuvorderst ein erlebnishafter. Diesem Erlebnis haben sich bisher mehr als 1600 Studenten hingegeben.

Den Anfängen der schweizerischen Arbeitskolonien stand nicht eine Idee zu Gevatter. Der prak-

tische Zweck stand im Vordergrund: 1925 sollte die verfallene Ruine Misox trotz fehlenden Geldmitteln restauriert werden. Man brauchte kräftige Arme, die wenig Lohn verlangten. Der Dichter Heinrich Federer richtete an die akademische Jugend einen warmen Appell, sich hier freiwillig zum Arbeitsdienst zu melden. Der Verband der Schweiz. Studentenschaften übernahm es, für das



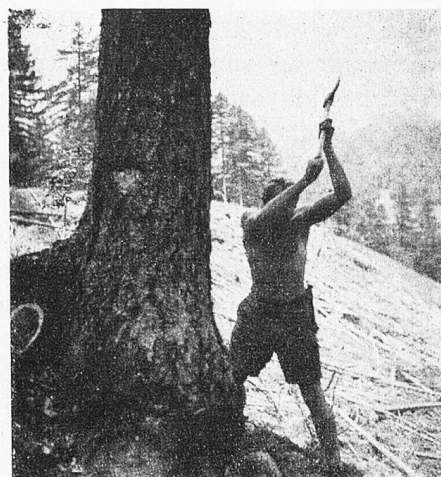
Ein neuer Weg wird gebaut.



Selbst einfache Kost schmeckt herrlich nach getaner Arbeit.



Waschtag auf luftiger Höhe.



Fachgerecht wird gefällt.

Werk Studenten zu werben, und es arbeiteten unter der Leitung der Pro Campagna im Sommer 1925 im Misox 141 Studenten und Mittelschüler während drei Monaten.

«Könnte mit dieser frischen, begeisterten Studentenkraft nicht wertvollere Arbeit geleistet werden?» fragte Nationalrat T. Waldvogel. Riesige Flächen unbebaubaren Landes liegen in unseren Hochtälern, und mit unsäglicher Mühe kämpft unser Bergvolk dafür, dass der Nährboden nicht noch mehr durch die Naturgewalten verkürzt werde. Hier die studentischen Arbeitskolonien für die Wiedergewinnung verlorenen und die Erhaltung gefährdeten Kulturbodens einzusetzen, war der leitende Gedanke Waldvogels. Von 1926 an stellten sich unsere Arbeitskolonien in den Dienst an der Hilfeleistung an bedrängte Volksgenossen in den Bergtälern durch Ausführung von Bodenverbesserungsarbeiten.

Leben aber neben der rein praktischen Zielsetzung im Werk unserer Arbeitskolonien nicht tiefer wirkende geistige Kräfte? Rein verstandesmäßig sind diese Kolonisten für kultivierte Leute eine etwas sonderbare Erscheinung. Da gehen sie, die wohlgekleideten, wohlgenährten und meist in häuslicher Behaglichkeit lebenden Studenten hin, verwenden ausgerechnet die kostbaren Ferien dazu, um sich täglich vor 5 Uhr wecken zu lassen, hernach in proletarischem Anzug, mit Schaufel oder Pickel ausgerüstet sich an ungewohnte Erdarbeit zu machen, sich dort die Hände wundzureiben, hernach die knurrenden Mägen aus Blechgeschirr mit einfacher Massenkost zu füllen und mit vielen andern den gleichen barbarischen Lebensstil fördernden Kommilitonen zusammen im gleichen

Schlafraum auf harten Strohsäcken zu schlafen. Und doch: jedes Jahr melden sich mehrere hundert Studenten zu den Kolonien.

Dem Studenten entspricht vor allem der Lebensstil einer Kolonie. In Kleidung und Gehaben herrscht vollste Freiheit mit einer energischen Absage an überflüssige Zivilisation. Die kräftige Arbeit an frischer Bergluft, in brennender Sonne, in kurzen Turnhosen, mit nacktem Oberkörper, Spiel und Sport, Baden und Faulenzen in der Freizeit bringen den Körper und seine Lebenskräfte wieder zum Leben, und wecken neu Lebensgefühl und Lebensfreude.

Und dazu kommt das Moment, das das Erleben in der Kolonie besonders reich macht: das gemeinschaftliche Leben. Sind rein äusserlich die Schranken in Kleidung, Wohnung und Essen gefallen, so findet sich gleich am ersten Tag das selbstverständliche Du. Rasch knüpfen sich Kameradschaften. Kommilitonen aus allen Hochschulen, von allen Fakultäten, aus all den verschiedenen Landesteilen führt der Zufall hier zusammen zu enger Lebensgemeinschaft. Neue Welten kommen hier, verkörpert in Studenten, zusammen. Diskussionen während der Arbeit, in der Freizeit, auf gemeinsamen Wanderungen werden lebhaft geführt. Aber das Wort tritt hier oft zurück; der Kolonist setzt sich in Geltung kraft seiner Leistung und durch menschliche Qualitäten. Bluffer und Geltungssüchtige werden als Fremdkörper nicht geduldet. In der Kolonie erweitert sich die enge Ritze des Fachwissens zu lebendiger Gesamtschau. Dieser Aufbruch geht heute noch weiter, seit auch ausländische Studenten und mit ihnen ein Stück lebendiges Volkstum in die Kolonien hereinziehen.

Die Arbeit des Studenten hat während des Semesters etwas Unbefriedigendes. Sie ist überwiegend rezeptiv und zehrt von dem, was andere erarbeitet haben. In den studentischen Arbeitskolonien bietet sich Gelegenheit, selber einmal etwas zu schaffen. Hier kann auch der Student einmal etwas geben von seinem Ueberfluss: Begeisterung und Kraft. Er kann ein Werk schaffen, das ihn auch innerlich befriedigt.

Das sind die Hauptkräfte, aus denen die Begeisterung für die Kolonien in den Studenten lebt. Daneben spielen bei der grossen Zahl der Teilnehmer noch die verschiedensten Motive mit: die Möglichkeit für Minderbemittelte, sich durch eigene Arbeit gesunde und kräftigende Ferien zu verschaffen; die Freude an der schönen Bergwelt; der Wille, aktiv an einem wertvollen Hilfswerk für Volksgenossen mitzuarbeiten. E. W.

1. April — der Narrentag

«Am 1. April schickt man die Narren, wohin man will.» So ruft der Volksmund zum Feldzuge gegen Ahnungslose auf, wobei Scherz, Spass und Spott als Fähnlein lustig über frisch-fröhlichem Unternehmungsgeste flattern. Was ward da am 1. April, am altüberlieferten Narrentag, nicht alles an Verstellungs- und Verführungskunst, an Schlaubergerei und Spitzfindigkeit aufgeboden, um den lieben Mitmenschen mit einem aufgebundenen «Bären in den April zu schicken», einem Leichtgläubigen einen humoristischen Auftrag zu überbinden oder einen gar zu Vertrauensseligen zu einem lächerlichen, scherzhaften Botengang zu verleiten. Aprilnarr ist noch die harmloseste Bezeichnung des Genarrten. Kennt das deutsche Sprachgebiet daneben noch häufig Tiernamen, wie Aprilkalb, -bock, -ochse und -stier, womit sich die Spottlust dem Gefoppten gegenüber austobt, so hat der Franzose und Italiener seinen Aprilfisch («poisson d'Avril», «pesce d'Aprile»), eine Bezeichnung, die sowohl dem Genarrten, als auch dem ausgeheckten Streiche selbst gilt und im weitern an den altrömischen Kult der Aphrodite «sub pisce latens» — in geheimnisvoller Fischgestalt — erinnert, welcher Göttin zu Ehren am 1. April die «Apaturien», ein kultisches Frühlingsfest, gefeiert wurde.

Spottlust und Schadenfreude schwingen zu allen Zeiten und bei allen Völkern ihr Szepter. Dem hohen Alter der April-Sitte entspricht auch deren weite Verbreitung. Können wir die Aprilscherze auch erst 1631 auf deutschem Boden belegen, so sind diese doch schon Gemeingut des ganzen indogermanischen Kulturkreises. Ulkige Aufträge stehen seit alters her auch in Indien am letzten Tage des «Hulifestes», der unserem 31. März entsprechen würde, im Mittelpunkt der Spottlust.

So viele Länder, so verschiedenartig die Völker,

die dem Narrentag huldigen, so mannigfaltig sind die volkstümlichen Deutungen der Sitte. Was liegt da näher als den Ursprung des Brauches auf den launenhaften Charakter des Aprilwetters zurückzuführen, das den Menschen narrt, durch ein Sonnenlächeln zum Ausflug verlockt, um ihn dann durch Regenschauer nach Hause zu schicken. Im germanischen Kulturkreis sind es geschichtliche Begebenheiten, die gerne für die Aprilsitte verantwortlich gemacht werden. Da wäre zum Beispiel die Deutung, die den 1. April 1530, auf den nämlich die Eröffnung des mit grossen Hoffnungen erwarteten, aber von Misserfolg begleiteten deutschen Münztages fällt, zum ersten Narrentag der Geschichte stempeln möchte. Fruchtlos die ganze Tagung. Die Geprellten sind die Spekulanten, die zum Schaden noch der Spott verfolgt: Aprilnarren! Als Grundlage der geschichtlichen Deutungsrichtung dient auch noch die Verlegung des Neujahrfestes vom 1. April auf den 1. Januar 1564 durch Karl IX. von Frankreich. Eine Massnahme, die es mit sich bringt, dass man die Hoffnungsfreudigen, falls die Neujahrs Geschenke ausbleiben, auf den alten Neujahrstag, den 1. April «vertröstet». Hoffen und Harren macht manchen zum Narren.

Ein weiterer Erklärungsversuch möchte auf unseren Volksglauben verweisen, der dem 1. April, als Geburtstag des Judas, die grösste Missachtung entgegenbringt und den Teufelstag zu einem Unglückstag schlimmster Art, zu einem «Verworfenen» erster Ordnung erniedrigt, an dem man ständig auf der Hut sein müsste, um vor Schaden bewahrt zu bleiben.

Am einleuchtendsten ist wohl die Auffassung, die in den Aprilscherzen den Rest eines altkultischen Frühlingsbrauches sieht, der dem Narrenbrauchtum der Fasnachtszeit zur Seite gestellt wer-